



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lang, W.: Frankreichs Allianzversuche 1868 bis 1870 . 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die Wissenschaft auf die Universität gehört und nicht in die Referendarzeit. In dieser muß man auch noch theoretisch arbeiten, aber das scheint mir etwas andres zu sein als wissenschaftliche Tätigkeit.

Es ist mir deshalb auch nur ein Verwaltungsbeamter bekannt geworden, der mit der neuen Ordnung zufrieden war, dagegen kenne ich viele, die gleich mir die größten Bedenken hatten, und darunter waren recht hochstehende, erfahrene und urteilsfähige Beamte. Ja ich habe Grund anzunehmen, daß man jetzt auch an maßgebender Stelle nicht mehr ganz so sicher ist, das Richtige getroffen zu haben.

Alles in allem wird man also leider sagen müssen, daß das Gesetz vom 10. August 1906 den Niedergang, in dem sich der Verwaltungsdienst seit den Glanzzeiten der preussischen Verwaltung unter den beiden großen Königen des achtzehnten Jahrhunderts und in der Stein-Hardenbergischen Zeit befand, nicht aufhalten, sondern fortsetzen wird. Bedauerlich ist namentlich auch, daß es nicht möglich war, die Personalienverwaltung neu zu ordnen. Die Vorschläge, die verschiedene Fraktionen des Abgeordnetenhauses bei den Verhandlungen über die Entwürfe von 1903 und 1905 zu diesem Zweck machten, trafen allerdings nicht den Kern der Frage. Aber wenn sie verwirklicht worden wären, hätten sie doch vielleicht den Anstoß zu einer Prüfung geben können, ob auf diesem Gebiet alles in Ordnung sei. Eine solche Prüfung scheint vielen Verwaltungsbeamten nach verschiedenen Vorkommnissen der letzten Zeit doch dringend nötig zu sein.



Frankreichs Allianzversuche 1868 bis 1870

3



och alle Berechnungen sind durch die spanische Thronkandidatur des Hohenzollernprinzen über den Haufen geworfen worden. Durch dieses plötzliche Ereignis wurde eine ganz neue Lage geschaffen, und es ist vollkommen richtig, daß der Krieg, der sich jetzt unaufhaltsam aus diesem Ereignis entwickelte, keinen unmittelbaren Zusammenhang mit den bisher zwischen den drei Mächten insgeheim geführten Verhandlungen hatte. Ganz anders brach er herein, als er gedacht und geplant worden war. Aber man darf wohl sagen: er wäre nicht mit so unaufhaltsamer Gewalt hereingebrochen, wenn er nicht vorbereitet gewesen wäre in der öffentlichen Meinung und in der Diplomatie, in den Generalstäben und in den Allianzverhandlungen, wenn nicht vorher mit tausend Zungen gepredigt worden wäre, daß Preußen für Sadowa der französischen Nation eine Sühne schuldig sei. Busch hat ohne Zweifel Recht, wenn er sagt, daß erst die durch die Hohenzollernsche Kandidatur geschaffene Lage die Allianz-

verhandlungen wieder in Fluß gebracht hat. Aber man wird bezweifeln dürfen, ob sich die Leiter des französischen Staats so kopfüber in das kriegerische Abenteuer gestürzt hätten, wenn sie nicht aus den frühern Bündnisverhandlungen den Eindruck erlangt hätten, daß man im Ernstfalle leicht zu einem vollständigen Einvernehmen mit den Bundesgenossen werde gelangen können. Der Kaiser glaubte ein moralisches Anrecht an die Waffenhilfe Österreichs und Italiens zu haben. Darum lag ihm und seinen Räten auch nichts daran, die Hohenzollernkandidatur abzuwenden, vielmehr erschien ihnen der unvorhergesehene Zwischenfall eine geeignete Handhabe, den Krieg herbeizuführen, ohne den Frankreich nicht die schuldige Vergeltung für Sadowa erhielt. Mit Recht sagt der neueste französische Beurteiler dieser weltgeschichtlichen Tage: „Alle Schritte des französischen Kabinetts vom 6. bis zum 15. Juli waren viel mehr von dem Verlangen eingegeben, Preußen, seinem König, Bismarck eine Niederlage beizubringen, als von der Sorge, Leopold von Hohenzollern vom spanischen Throne fernzuhalten. Je mehr durch die Ratschläge Europas, durch die Zurückhaltung Primis und die Mäßigung des Königs von Preußen die Drohung einer preußischen Monarchie in Spanien schwand, um so mehr steifte man sich in Paris darauf, andre Beleidigungen aufzufinden in der Verzögerung der Antwort Wilhelms des Ersten auf die französischen Forderungen, in seiner Weigerung, für die Zukunft Bürgschaften zu geben, in der Abberufung des Barons Werther, in der Verabschiedung Benedettis, in der Ems'er Depesche. Es scheint, die kaiserliche Regierung brauchte durchaus eine Beleidigung, deren öffentliche Sühne für die Hohenzollern eine Demütigung war.“

Wie wenig aber die bisherigen Verhandlungen hingereicht hatten, Österreich und Italien an eine kriegerische Politik Frankreichs zu binden, sollte sich bald zeigen. Schon am 5. Juli sondierte, dem erhaltenen Auftrage gemäß, der damalige französische Geschäftsträger in Wien, Marquis von Cazaux, gesprächsweise den Grafen Beust, ob die Mitwirkung Österreichs im Fall ein Krieges über eine diplomatische Aktion hinausginge. Nun lautete zwar, was Cazaux berichtete, günstig genug: er empfing aus seinen Besprechungen mit Beust den Eindruck, daß an einem Einverständnis mit Österreich nicht zu zweifeln sei. Am 9. Juli telegraphierte er nach einer langen Unterredung mit dem Reichskanzler: „Trotz der etwas unbestimmten Ausdrücke in den Weisungen an den Fürsten Metternich ist mein Eindruck der, daß Frankreich vollkommen auf den Kanzler zählen kann, wie auch die Dinge laufen mögen. Graf Beust dringt nur auf eine Verständigung, auf ein vorläufiges Übereinkommen über die verschiedenen Punkte, um nicht gezwungen zu sein, vor vollendete Tatsachen gestellt zu werden.“ Allein Cazaux verstand sich offenbar schlecht auf die diplomatische Sprache des Herrn von Beust. Er gab dessen Worten eine viel zu optimistische Auslegung. Der Herzog von Gramont selbst hat im Januar 1873 in seiner Polemik mit Beust diesem bezeugt: „Niemals habe ich behauptet, daß Sie uns zum Krieg ermutigt haben. Ich gebe vollkommen zu, weil es die Wahrheit ist,

daß Sie uns vom Kriege abrieten, bis zu dem Augenblick, da Sie den Grafen Wisthum nach Paris schickten. (13. Juli.) Ich will sogar gern anerkennen, daß Sie uns noch am 13. Juli anrieten, uns mit dem Verzicht des Prinzen von Hohenzollern zufrieden zu geben." In der Tat war Beust mit der Überstürzung, die sich in Paris seit dem 6. Juli zeigte, im höchsten Grad unzufrieden. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß Österreich nicht daran denke, sich über die Grenze, die ihm durch seine Lebensinteressen und durch seine materielle Lage gezogen sei, fortreißen zu lassen. „Die einzige Verpflichtung, die wir gegenseitig eingegangen haben, besteht darin, uns nicht einseitig mit einer dritten Macht ins Benehmen zu setzen. Diese Verpflichtung werden wir streng einhalten. Der Kriegsfall ist wohl in den Vorverhandlungen erörtert worden. Es ist jedoch nichts fest beschlossen worden, und selbst wenn man den skizzenhaft gebliebenen Plänen, die übrigens zum erklärten Zweck nicht einen Krieg, sondern die Aufrechthaltung des Friedens bezweckten, sowie dem Austausch der Ansichten einen reellern Wert geben wollte, könnte man daraus nicht die Folgerung ableiten, daß wir zu einer bewaffneten Demonstration verpflichtet seien, wenn es Frankreich beliebte, sie von uns zu fordern." So in der Depesche Beusts an Metternich vom 11. Juli. In dem begleitenden Privatbrief wies Beust noch in bestimmterer Form die Zumutung zurück, sich wegen einer Frage, „die uns nichts angeht“, in einen Krieg hineinreißen zu lassen auf Grund von angeblichen Stipulationen, die „nicht durch unsre Schuld“ bloße Projekte geblieben sind. Bis zur letzten Stunde hat Beust nichts versäumt, den französischen Staatslenkern jede Illusion zu nehmen, nichts, sie zu warnen vor einem Kriege, der in diesem Augenblick und über diese Frage herbeigeführt, nur zum Nachteil ausfallen konnte, vor einer Politik, die Süddeutschland in die Arme Preußens treiben und somit gerade das herbeiführen mußte, was Beust durch seine Verbindung mit Frankreich zu verhindern gedachte. Am 15. Juli schrieb Cazaux von Beust: „er hat einen tiefen Haß auf Preußen geworfen und möchte es erniedrigen. . . . Aber als es zur Aktion kommen sollte, war er überrascht und aus dem Konzept gebracht. Er glaubte nicht, daß die Stunde, die er herbeisehnte und zugleich fürchtete, so rasch kommen werde. Das sind seine eignen Worte.“

Die Stunde, die eine Entscheidung verlangte, war gekommen, als in der Nacht zum 15. Juli in Paris die Kriegserklärung beschlossen wurde. Es gab kein Innehalten mehr auf dem eingeschlagenen Wege. „Haben Sie Allianzen?“ wurde der Herzog von Gramont in der Kommission gefragt, die der Gesetzgebende Körper zur Beratung der Kriegsvorlagen einsetzte. Der Herzog gab eine ausweichende Antwort, aber er hatte keine Zeit verloren, sich der Bundesgenossen zu versichern. In einer Konferenz, die er noch am Abend des 15. Juli mit Metternich, Wisthum und Vimercati hatte, wurde rasch ein vorläufiger Bundesentwurf vereinbart, der, wie Busch wahrscheinlich gemacht hat, aus den drei Punkten bestand: 1. Bündnis der drei Mächte, 2. als Vorstufe dazu eine

bewaffnete Mediation Österreichs und Italiens, die an Preußen eine Sommation im Sinne der Aufrechthaltung des Prager Friedens richten sollten, 3. Rückkehr zur Septemberkonvention. Zugleich wurde an Österreich das Ansinnen gestellt, die süddeutschen Staaten zur Neutralität zu verhalten. Wigtum und Vimercati reisten nach Wien und nach Florenz, die Zustimmung der dortigen Höfe einzuholen. Mit welcher fieberhaften Ungeduld und zugleich mit welcher Bestimmtheit Gramont günstige Nachrichten zunächst aus Florenz erwartete, geht aus seiner Depesche vom 18. Juli an den dortigen Gesandten Malaret hervor: „Graf Vimercati begibt sich nach Florenz, nachdem er sich mit dem Kaiser und mir ins Benehmen gesetzt hat. Seine Reise hat zum Zweck, den Abschluß eines Allianzvertrages zwischen Italien, Österreich und uns zu beschleunigen. Er wird sich mit Ihnen ins Benehmen setzen und Ihnen die Bedingungen auseinandersetzen, über die wir einig geworden sind. . . . Italien sollte uns ein bestimmtes Contingent stellen. Damit seine Mitwirkung einen wirklichen Wert habe, muß binnen einem Monat die königliche Regierung 80000 Mann nach Bayern werfen, denen Österreich die Wege durch Tirol öffnet. Unterstützen Sie Vimercati auf jede Weise. Keine Formalitäten. Beunruhigen Sie sich nicht wegen Ihrer Vollmachten. Das wesentliche ist, sobald als möglich zum Abschluß eines Vertrags zu gelangen. Vorwärts! Ich rechne auf Ihren Eifer und auf Ihren Patriotismus, um diese Verhandlung zum glücklichen Ende zu bringen.“ Was Vimercati jedoch in Florenz antraf, war nichts weniger als ein stürmischer Kriegseifer. Auch von hier waren Ratschläge zur Mäßigung, Warnungen vor Übereilung nach Paris ergangen. Jetzt sah sich der König genötigt, mit seinen Ministern zu rechnen, die schon im Hinblick auf die mangelnde Kriegsbereitschaft zum Frieden geneigt, auch mit der bloßen Rückkehr zum Septembervertrag, der ja den Italienern die Hände band, wenig zufrieden waren. Man stellte zuletzt einen Gegenentwurf von fünf Artikeln auf, der zwar die bewaffnete Vermittlung festhielt, aber durch verschiedene Klauseln das Ziel der möglichen Teilnahme am Kriege deutlich hinausshob. Und nicht viel besser erging es dem Gramontschen Vorentwurf in Wien. Gleichviel welchen Wert Herr von Beust den bisherigen Verabredungen beimaß, mußte er sich sagen, nachdem der Ausbruch des Kriegs zur Tatsache geworden war, könne er, wohl oder übel, diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, wenn er seine Absichten gegen Preußen zur Ausführung bringen wolle. In seiner Haltung war seit dem 15. Juli eine entschiedne Wendung eingetreten. Aber die Schwierigkeiten waren groß und nicht leicht zu überwinden. In dem Ministerrat, der am 18. Juli unter dem Vorsitz des Kaisers Franz Joseph stattfand, kam, nachdem Beust und Andrássy scharf aneinander geraten waren, ein einmütiger Beschluß zustande, der aber verschiedene Auslegung zuließ und die eigentliche Entscheidung ebenfalls hinausshob; er lautete auf Neutralität, aber auf kriegerische Vorbereitungen und Verhandlungen mit Italien wegen einer Mediation. In Paris konnte dieser Beschluß keine große Befriedigung erregen; man hatte im Geiste schon, wie 80000 Italiener

in Bayern, so 150 000 Österreicher in Böhmen einrücken sehen. Die Sprache, die Beust gegen die Vertreter Frankreichs führte, ließ aber durchblicken, daß das letzte Ziel seiner Politik nicht das Verharren in der Neutralität war. Der Marquis von Cazaux schrieb: „es heißt, daß die Neutralitätserklärung nur eine Art Vorwand sei, um die Rüstungen zu decken; Tatsache ist, daß die Rüstungen in großem Maßstabe beginnen.“ Als dann am 23. Juli der Fürst Latour d'Arvergne, der neue Botschafter in Wien, seine erste Unterredung mit Beust hatte, telegraphierte auch er nach Paris: „Beust mußte die Neutralität erklären, um sich die Möglichkeit zu verschaffen, für uns zu handeln. Ich erklärte, diese Neutralität, die den Hoffnungen nicht entspreche, zu denen uns Österreichs frühere Haltung berechtigte, müßte mindestens von einer Handlung begleitet sein, die uns gegenüber den entschiednen Willen, uns sobald als möglich zu Hilfe zu kommen, bekundete, zum Beispiel der sofortigen Absendung eines Armeekorps nach Böhmen. Beust verweigerte dies, weil er Rußland und deutschfreundliche Rundgebungen in Österreich fürchtete. Aber er weist den Gedanken eines diplomatischen Aktes nicht zurück, jedoch ohne einen Vertrag zu wollen. . . . Eine Allianz der drei Höfe wird möglich sein durch eine vorläufige Verständigung Österreichs und Italiens.“

Mit diesen Berichten der französischen Diplomaten stimmt aber auch der Inhalt der berühmten Depesche überein, die Graf Beust am 20. Juli an den Fürsten Metternich sandte, und die am 24. dem Herzog von Gramont mitgeteilt wurde. Sie lautet ganz anders als jene Depesche vom 11. Juli, die rundweg den Beistand Österreichs verweigert hatte, aber sie stellt auch die Grenzen fest, innerhalb deren Österreich seine Hilfe anbot. „Wiederholen Sie Seiner Majestät und ihren Ministern, daß wir treu unsern Verpflichtungen, wie sie in den zwischen beiden Souveränen gewechselten Briefen niedergelegt sind, die Sache Frankreichs als die unsrige betrachten, und daß wir zum Erfolg seiner Waffen in den Grenzen des Möglichen beitragen werden.“ Es folgt dann die Aufzählung der Schwierigkeiten: die Beforgnis vor russischer Einnischung, die Haltung der Deutschen und der Ungarn, worauf es weiter heißt: „Unter diesen Umständen ist uns das Wort Neutralität, das wir nicht ohne Bedauern aussprechen, durch eine gebieterische Notwendigkeit und eine vernünftige Würdigung unsrer Interessen auferlegt. Aber diese Neutralität ist nur das Mittel, uns dem wahren Zweck unsrer Politik zu nähern, das einzige Mittel, unsre Rüstungen zu vollenden, ohne uns einem plötzlichen Angriff, sei es Preußens, sei es Rußlands, auszusetzen. . . . Indessen haben wir keinen Augenblick verloren, uns mit Italien über die Mediation, deren Initiative der Kaiser Napoleon uns überließ, in Verbindung zu setzen. Werden die neuen Grundlagen, die Sie uns übermitteln, den Zweck erreichen, den die französische Regierung im Auge hat? Mit andern Worten, werden sie von Preußen unannehmbar gefunden werden? Wie dem sei, wir nehmen sie als Ausgangspunkt einer kombinierten Aktion an, wenn Italien sie annimmt.“ Schließlich erklärt

Herr von Beust, daß die Septemberkonvention nicht mehr der Situation entspreche, und daß man den Italienern nicht verwehren könne, von den päpstlichen Staaten Besitz zu ergreifen. Österreich werde sich zur Ehre rechnen, wenn ihm Frankreich die Verantwortlichkeit für eine Lösung der römischen Frage überlasse. Die zuletzt genannte Anregung ist wohl der sprechendste Beweis dafür, daß dem österreichischen Reichskanzler alles daran lag, die einem Einvernehmen entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Italien den Eintritt in die Aktion zu erleichtern und somit zum „wahren Zweck“ seiner Politik, an das Ziel einer wirksamen Tripelallianz zu gelangen.

Doch gerade die römische Frage wurde abermals zu einem Stein des Anstoßes. Bimercati, der in Florenz wenig Geneigtheit, in den Krieg einzutreten, aber große Geneigtheit, nach Rom zu gelangen, gefunden hatte, kam am 24. Juli von dort nach Wien, wo nun am folgenden Tag eine Konferenz mit Latour d'Auvergne, Beust und Bixthum stattfand. Wieder verlangte der französische Botschafter die sofortige Mitwirkung Österreichs durch Absendung eines Armeekorps nach Böhmen. Wiederum erklärte dies Beust für unmöglich, dagegen war er bereit, mit Italien eine gemeinschaftliche Mediation zu vereinbaren, die sich nach Vollendung der Rüstungen und nach einer voraussichtlich fruchtlosen Sommation an Preußen in eine tätige Mitwirkung verwandeln sollte. Bimercati erklärte sich ermächtigt, eine solche Übereinkunft: Neutralität und Mediation abzuschließen, einen Zweibund, der, wenn der Zeitpunkt gekommen sei, zur Grundlage des Dreibundes dienen sollte; dabei setzte er aber voraus, daß Italien das Ziel seiner nationalen Wünsche erreiche und nach Abzug der Franzosen in den Besitz seiner natürlichen Hauptstadt gelange. Der französische Botschafter widersprach; er bezweifelte, ob dies im Sinne des Kaisers sei: „Räumung Roms — ja, aber Besetzung durch Italien — nein.“ In einer Audienz, die der Botschafter an demselben Tage bei Franz Joseph hatte, sagte dieser, er schreibe an Napoleon den Dritten, die Neutralitätserklärung ändere nichts an seinen guten Gefinnungen für Frankreich, und Österreich beschleunige seine Rüstungen, um imstande zu sein, Frankreich tatsächliche Hilfe zu leisten. Der Kaiser zweifelte nicht an der Einwilligung Viktor Emanuels und befürwortete seinerseits, daß Napoleon den Italienern keine Schwierigkeiten in der römischen Frage mache, wenn er auch in dieser Sache nach Latours Bericht geringern Eifer zeigte als sein Kanzler. Wirklich gab Viktor Emanuel „mit Freuden“ seine Zustimmung, und Beust machte sich mit Bimercati ans Werk, den Vertrag über die gemeinsame Mediation zum Abschluß zu bringen. Der Vertrag bestand aus acht Artikeln; er verpflichtete zu einer für Frankreich wohlwollenden Neutralität, und im Falle der Versuch einer Vermittlung fehlschläge, zu schleuniger Kriegsrüstung. In der römischen Frage hieß es, Österreich solle sich bei Frankreich dafür verwenden, daß die sofortige Räumung des Kirchenstaates unter Bedingungen geschehe, die den Wünschen und Interessen Italiens entsprächen und den innern Frieden des Königreichs sicher stellten.

Glaubte man wirklich, daß sich der Kaiser Napoleon zu diesem Zugeständnis in Sachen Roms verstehen werde? Selbst in diesem Augenblick wagte er es nicht, die weltliche Papstmacht preiszugeben. Die Ehre, hieß es im französischen Ministerrat vom 25. Juli, gebiete es, Rom nicht zu verlassen, außer gegen das Versprechen Italiens, den Septembervertrag zu halten. Weisungen in diesem Sinne waren noch an demselben Tage nach Wien und nach Florenz ergangen. „Frankreich kann nicht seine Ehre am Rhein verteidigen und am Tiber aufopfern. Wir haben dem Heiligen Stuhl bereits den Abmarsch unsrer Truppen angekündigt. Er wird nicht stattfinden, wenn Italien uns nicht offiziell seine Absicht erklärt, seinerseits die Septemberkonvention zu beobachten.“ Daß sich Beust, der Protestant, in dieser Frage vorgebrängt und sich erboten hatte, dem Kaiser Napoleon die Verantwortung für die Lösung des römischen Problems abzunehmen, wurde vom Herzog von Gramont mit Ausdrücken des Widerwillens und der Entrüstung zurückgewiesen. Er sprach vom Verrat des österreichischen Kanzlers, und am 27. Juli telegraphierte er an den Fürsten Latour: „Keinerlei Erwägung vermag uns vom Boden der Septemberkonvention abzu drängen; lieber verzichten wir auf die Allianzen, die wir gesucht haben.“ An demselben Tage telegraphierte Gramont nach Florenz: „Wenn man die Septemberkonvention aufrecht halten will, werden unsre Truppen am 5. August die päpstlichen Staaten räumen. Im andern Fall warten wir ab, bis die italienische Regierung uns wissen läßt, wie sie sich entschließen wird.“ Und jetzt gab die italienische Regierung nach. Sie ließ am 28. Juli durch den Gesandten Nigra erklären, daß, wie Frankreich, so auch Italien zur Ausführung des Septembervertrags und seiner Verpflichtungen zurückkehre.

Das war ein überraschender Schritt und schien dem Herzog von Gramont ein großer Erfolg der französischen Politik zu sein. Es war nicht die einzige Täuschung, der er in diesen Tagen verfiel. In seiner Kurzsichtigkeit durchschaute er nicht, daß die Nachgiebigkeit der Italiener noch eine ganz andre Deutung zuließ. Wenn ihnen ihr Hauptwunsch, ihre Grundbedingung von Frankreich verweigert wurde, so mußten sie sich fragen, ob sie dann noch irgendeinen Grund hätten, für Frankreich die Waffen zu ergreifen. Insofern war ihre Nachgiebigkeit eher ein Abbrechen von der Tripelallianz. Durch die Rückkehr zum Septembervertrag erlangten sie den Abzug der Franzosen aus Rom, und damit sahen sie ihr Ziel in greifbarer Nähe, ohne daß sie sich dafür in ein kriegerisches Abenteuer stürzen mußten. Denn die Tatsache des Abzugs der Franzosen wog mehr als die Bedingung, die sich die Italiener für diesen Fall auferlegten. Wenn nur einmal die Franzosen den Kirchenstaat geräumt hatten — das weitere konnte man der Logik der Ereignisse überlassen. So sah es auch der Vatikan an, wo man von der Aussicht, daß die Integrität des Kirchenstaats künftig durch die Soldaten Viktor Emanuels geschützt werden sollte, nichts weniger als erbaut war.

Das war zu einer Zeit, wo die kriegerischen Operationen schon begonnen hatten, aber nicht mit dem Erfolg, den man sich in Paris und auch bei den

Bundesgenossen versprochen hatte. Im Aufmarsch der Armee ergaben sich unerwartete Hemmnisse, mit dem raschen Vorstoß über den Oberrhein war es nichts, und es war auch nichts mit der Neutralität der süddeutschen Staaten, denen die fränkischen Heere die Befreiung vom Joch der Allianzverträge bringen sollten. Graf Bray meldete nach Paris, die süddeutschen Staaten könnten nur unter der Bedingung neutral bleiben, daß Frankreich und Preußen die Verpflichtung übernahmen, die Neutralität Süddeutschlands, einschließlich Badens, zu achten. „Aber, schrieb der Herzog von Gramont am 19. Juli an Beust, das hieße, uns die ganze Kriegsführung unmöglich machen, und übrigens hat Preußen, indem es Mainz und Rastatt besetzt hält, diese Klausel unmöglich gemacht. Ich schließe daraus, daß die süddeutschen Höfe marschieren werden, aber ohne Schwung und sozusagen an den Haaren herbeigezogen. . . In Württemberg kann man von oben bis unten auf niemand zählen. Die wahren Gefinnungen wird man erst nach einem Sieg erfahren. Und Sie kennen Warndüler hinlänglich, um zu wissen, welche plötzliche Zuneigung er für die Sieger empfindet. Diese Gefinnungen beunruhigen mich keineswegs. Ich habe diese Situation vollkommen vorausgesehen, und eigentlich wäre die Neutralität der süddeutschen Höfe ein beträchtliches Hindernis für uns vom strategischen Gesichtspunkt. Werfen Sie einen Blick auf die Karte und sagen Sie uns, wo wir Preußen angreifen könnten, wenn wir Belgien, Luxemburg, Pfalz, Baden und Württemberg respektieren sollen.“ Schon zwei Tage zuvor hatte Cazaux aus Wien der Wahrheit gemäß telegraphiert: „Man kann die süddeutschen Höfe nicht mehr zurückhalten. Das deutsche Nationalgefühl hat in einem Tage alle Dämme durchbrochen. Die Freunde Frankreichs und Anhänger der Neutralität sind jetzt in München und in Stuttgart zum Schweigen gebracht.“

Gramont gab sich die Miene, als sei er darüber leicht getröstet. Aber das Ausbleiben einer erfolgreichen Offensive, auf die man so bestimmt gehofft hatte, war dem Fortgang der Allianzverhandlungen begreiflicherweise wenig günstig. Zwar dem Zustandekommen des Zweibunds Österreich-Italien schien nichts mehr im Wege zu stehen, nachdem sich Italien mit der Wiederherstellung der Septemberkonvention begnügt hatte, und die Klausel von der Einmischung des Wiener Kabinetts in die römische Frage fallen gelassen war. Ob aber dieser vorläufige Zweibund, der nach einem weiteren diplomatischen Stadium möglicherweise von praktischen Folgen war, überhaupt noch einen großen Wert hatte, mag schon damals den Unterhändlern zweifelhaft gewesen sein. Schon sah alles in höchster Spannung den nächsten Kriegereignissen entgegen. Jedenfalls tat Eile not. Den Vertrag vollends zum Abschluß zu bringen, übernahmen Bixthum und Vimercati, die beide am 29. Juli von Wien abreisten, Bixthum nach Florenz, Vimercati nach Paris, um die Zustimmung des Kaisers Napoleon einzuholen. In Florenz wurde kein weiterer Anstand erhoben, und am 1. August konnte Bixthum nach Paris melden, König und Minister seien günstig gestimmt, und die Sache werde ins reine kommen. Artikel 6 bestimmte,

daß nach Verwerfung der Mediation ein gemeinsamer Kriegsplan studiert werden solle. Hier verlangte Gramont noch die Einsetzung der Worte: „mit Frankreich“, das heißt, der Kriegsplan der beiden Mächte sollte gemeinschaftlich mit Frankreich festgestellt werden. In dieser Form wurde nun der Vertrag von Vimercati dem Kaiser vorgelegt, der sich damals schon in Mex. befand. Am 3. August gab dieser seinen Bescheid. Er schlug noch einige Abänderungen vor, so an Artikel 5, der nach der vorauszu sehenden Ablehnung der Mediation „sobald als möglich“ die Aufstellung eines italienischen Korps in Tirol und eines österreichischen in Böhmen stipulierte. Statt „sobald als möglich“ verlangte der Kaiser „unverzüglich“ zu setzen. Man kann daraus ersehen, welche Beunruhigung bereits die Nachrichten vom Kriegsschauplatz bewirkten. Nun fragte sich noch, ob Österreich mit diesen Änderungen einverstanden sei. Latour d'Auvergne hatte bisher die beste Hoffnung gehabt. „Ich hoffe noch, telegraphierte er am 3. August, die Allianz zu drei unterzeichnen zu können, besonders wenn die preussische Armee ernsthafte Schläge erleidet. Vom Sieg wird der Erfolg meiner Sendung wesentlich abhängen.“ Am 5. August aber mußte er nach Paris berichten, daß Beust die Änderungen ablehne, die auf Beschleunigung des Eintritts in die Aktion zielten. Beust hatte eine feine Bitterung gehabt: am folgenden Tage gingen die Schlachten von Wörth und von Spichern für die Franzosen verloren, und damit waren die Allianzverhandlungen endgiltig zu Grabe getragen. „Mit Besiegten verbindet man sich nicht“, sagte der Herzog von Gramont. Die letzten verzweifelten Versuche des Kaisers, Italien zur Hilfeleistung zu bewegen, können wir übergehn. Sie mußten schon darum erfolglos sein, weil die Italiener jetzt den Weg nach Rom offen sahen.

Werfen wir einen Blick auf den Gang der Verhandlungen zurück, deren Gelingen dem Krieg „vielleicht eine andre Wendung gegeben hätte“. Vor allem steht fest, daß auf seiten der drei Beteiligten der beste Wille vorhanden war, zu einem politischen und voraussichtlich kriegerischen Bündnis zu gelangen zum Zweck, „den Frieden Europas auf festere Grundlagen zu stellen“. Frankreich und Österreich verband der gemeinsame Haß gegen das siegreiche Preußen und das werdende Deutschland. Italien war an Frankreich gebunden, weil dieses die Hand auf den Kirchenstaat gelegt hatte, und das Schwert gegen den Verbündeten von 1866 zu ziehen, machte wenigstens Viktor Emanuel geringen Kummer. Aus diesen Voraussetzungen entspannen sich die Bündnisverhandlungen, die im Jahre 1869 gepflogen wurden. Sie blieben ergebnislos, weil Napoleon der Dritte den Italienern jedes Zugeständnis in der römischen Frage verweigerte. Immerhin verstand man sich zum Versprechen einer gegen Preußen gerichteten gemeinsamen Politik, und dies wurde bekräftigt durch die Monarchenbriefe, die das bisherige Stadium der Verhandlungen abschlossen und zugleich als ein zwar nicht streng verbindliches, aber moralisches Band bei späterer Gelegenheit einen Wiederanknüpfungspunkt darboten. Diese Gelegenheit brach herein, allen Teilen überraschend, beim plötzlich auftauchenden Streit um die

spanische Krone. Aber jetzt bremste der österreichische Reichskanzler, so stark er konnte, weil er weder den Anlaß zu einem Rachekrieg für günstig noch den Zeitpunkt für erfolgversprechend hielt; er suchte den Krieg zu verhindern, indem er seine Mitwirkung versagte. Allein er bremste nur so lange, als die Entscheidung noch nicht unwiderruflich getroffen war. Sobald der Krieg eine Tatsache war, hielt er es für geboten, die Gelegenheit, im Bunde mit Frankreich seine politischen Ziele zu erreichen, nicht zu versäumen, er erkannte auch infolge der früher ausgetauschten Erklärungen eine moralische Verpflichtung zur Hilfeleistung an. Nur sollte bei der Überstürzung, womit die Katastrophe hereingebrochen war, der Eintritt in die Aktion erst vorbereitet werden durch eine gemeinschaftliche Mediation Österreichs und Italiens, die sich später, nach Vollenbung der Rüstungen, in tätige Mitwirkung verwandeln sollte. Am Zustandekommen dieses Zweibundes, der die Basis des Dreibundes werden sollte, ist vom 26. Juli bis zum 4. August unter Mitwirkung Frankreichs in aller Hast gearbeitet worden. Auch für ihn war zunächst die römische Frage eine Klippe. Als dieses Hindernis glücklich beseitigt worden war, blieben noch Differenzen zwischen Österreich und Frankreich, wobei jenes unter dem Eindruck der ersten Kriegsergebnisse dem Andrängen des Kaisers Napoleon auszuweichen suchte. Diese Differenzen waren noch nicht beglichen, als die Kunde von den Schlachten bei Wörth und Spichern den Verhandlungen ein jähes Ende bereitete.

Also kurz gesagt: im ersten Stadium scheiterten die Allianzverhandlungen an der römischen Frage, im zweiten an der berechnenden Zögerungspolitik Österreichs, im dritten an dem Eindruck der deutschen Siege. Der Hauptsünder in der Verschwörung aber, der eigentliche Faiseur der Verhandlungen war nicht der Kaiser Napoleon, sondern der Herr von Beust. Er hat es verstanden, die Fäden so lange in der Hand zu behalten — bereit, sie vollends zusammenzuknüpfen, aber zugleich immer noch imstande, sie wieder aufzulösen —, bis er einer letzten Entscheidung glücklich überhoben war. Wenn Viktor Emanuel zuletzt erleichtert zum Grafen Bixthum sagte: Nun sind wir fein heraus, nous avons par bonheur échappés, so hat wohl Beust bei sich daselbe gedacht. Aber noch im Jahre 1873 sagte er zu dem damaligen Botschafter Herrn von Banneville: „Wenn Sie nur trotz der ungenügenden Streitkräfte und der ungenügenden Vorbereitung entschlossen und rasch in Deutschland eingebrochen wären, so konnte alles anders gehn.“ Banneville hörte in Wien, daß noch nach den Schlachten von Metz und Sedan, noch zu Ende des Jahres, eine ziemlich große Partei, an ihrer Spitze der Kriegsminister Ruhn, für einen Marsch nach Berlin war. Eine Armee von 150 000 Mann hätte für diesen Zweck genügt, man hätte sich in Deutschland durch die 300 000 französischen Kriegsgefangnen verstärken können, und die Drohungen Rußlands nahm man nicht ernst. „Die Wahrheit ist, so schloß Banneville seine Depesche vom 5. Januar 1873, daß es in Wien am guten Willen nicht gefehlt hat. Aber man war nicht bereit, so wenig wie leider

wir selbst es waren. Der Unterschied war nur der, daß man es wußte.“ Heute sind dies längst vergangne Dinge. Sie gehören der Geschichte an und können, ohne bittere Gefühle zu erwecken, zum Gegenstand unparteiischer Untersuchung gemacht werden. So begreiflich es ist, daß nach dem Jahre 1866 in Wien Stimmungen die Oberhand gewannen, wie sie in diesen Bündnisverhandlungen zum Ausdruck kamen, so erfreulich ist es, daß sie so rasch und so gründlich überwunden worden sind. Zuversichtlich kann heute gesagt werden, daß eine Wiederkehr der damaligen Konstellation zur Unmöglichkeit geworden ist.

W. Lang



Naturwissenschaft und Theismus

2



ohannes Reinke hat seinem berühmten größern Werke „Die Welt als Tat“ ein kleines Buch*) ähnlichen Inhalts nachgeschickt, das als zuverlässige und zugleich angenehme Einführung in die Naturwissenschaften auf das wärmste und dringendste empfohlen werden muß. Es orientiert über den gegenwärtigen Stand der Forschung in Physik, Chemie und Biologie, stellt die sichern Ergebnisse zusammen und zerstreut die Nebel, die philosophische Vorurteile unter dem falschen Scheine exakter Forschung über manche Gebiete, namentlich über das biologische, verbreitet haben. Nur zweierlei mag daraus angeführt werden. Das Charakteristische des Organischen ist nach Reinke — nicht die Gestalt, wie Chamberlain gesagt hat, sondern — die Selbstgestaltung. Eine Maschine darf man nicht bloß, sondern muß man den Organismus nennen, wenn er auch die verwickeltste, feinste und wunderbarste aller Maschinen ist. Das Maschinenhafte besteht darin, „daß das Leben auf Bewegungen beruht, die zu ihrem Betriebe eine Zufuhr von Energie erfordern, die durch die Gestaltung der Teile zu ganz bestimmten Berrichtungen gezwungen wird“. Ihre Arbeit kann als automatische gedacht werden, nur darf man nicht vergessen, daß jede Maschine nur bis zu einem gewissen Punkte Automat ist. Ein Kriegsschiff würde nichts leisten ohne die Seelentätigkeit des Kommandanten und die körperliche Arbeit des Steuermanns, der Heizer und anderer Personen, eine chemische Fabrik steht still, sobald die Chemiker und die Arbeiter sie verlassen. In den Zellen gehn chemische Prozesse der verschiedensten Art gleichzeitig vor sich. In der Fabrik und im Laboratorium ist das nur zu machen, wenn man für jeden Einzelvorgang einen besondern Topf bereit hat. „Im Protoplasma der Zellen vermag das Mikroskop solche

*) Die Natur und Wir. Leichtverständliche Aufzeichnungen von Dr. J. Reinke, Professor in Kiel. Berlin, Gebrüder Paetel, 1907.